Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Eine Manövernacht im Hochgebirge
Autor: Jegerlehner, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EINE MANÖVERNACHT IM HOCHGEBIRGE

Von JOHANNES JEGERLEHNER

In dem schönen Gommerdörflein Reckingen im Oberwallis ist 7 Uhr morgens Befehlsausgabe. Die kombinierte Gebirgs-Infanteriebrigade 9 steht in den kurzgeschorenen Matten beidseitig der Landstraße versammelt und die Spitzen marschieren eine Viertelstunde später ab, eine Kolonne talaufwärts, zwei Regimenter verlassen bei Geschenen in der Einerkolonne die Talstraße. Sie haben den Auftrag, nördlich und südlich der Kämme des Groß Sidelhorn (2881 m) und des Klein Sidelhorn (2766 m) gegen die Grimsel vorzugehen und den Gegner zu schlagen. Dem Regiment 18 (Gebirgsbataillone 36 und 89) wird der längere und schwierigere Weg nördlich der Kammlinie zugewiesen. Regiment 17 (Gebirgsbataillone 34 und 35) erhält zur Verstärkung eine Gebirgs-Mitrailleurkompagnie. Es ist ein schöner, klarer Septembertag, prachtvolles Walliserwetter, die Truppe erst von den über 2000 Meter hoch liegenden Alpterrassen am Aletschgletscher eingeübt und abgehärtet heruntergestiegen und gewillt, das Beste zu leisten.

Regiment 17 ersteigt in zwei Kolonnen die Ulricher Galen, wo mittags eine Stunde Rast gemacht und verpflegt wird. Die Galen sind kahle, mit Geröll und dünnen Grasnarben bedeckte Felsrippen, die sich von der Kammlinie gegen das Haupttal hinunterziehen, dazwischen liegen schmale, tief eingeschnittene Täler mit steilem Gefälle und schräg einfallenden und mühsam zu erklimmenden Hängen, die in Wirklichkeit nicht so harmlos aussehen wie auf der Karte. Um den tiefen Abstieg ins Tälchen und die nachherige zeitraubende Kletterei zu ersparen, wird nach Norden gegen die Hänge des Groß Sidelhorns ausgebogen, die Gefechtsstaffeln der beiden Bataillone, die nicht mehr folgen könnten, werden ins Tal zurückgesandt und die Pferdekolonne des Küchen-Saumtrains, der noch weit zurück ist, erhält Befehl, ebenfalls auf die Talstraße hinabzugehen und am nächsten Tag nach Gefechtsabbruch auf dem Grimselpass mit warmer Verpflegung einzutreffen.

Die Truppe ist für den heutigen Tag und die Nacht auf den eigenen Sack angewiesen, der reichlich mit Proviant versehen ist und schwer auf den Schultern lastet.

Auf den schneeigen Höhen des Geschenerstockes erscheinen schon die Achtzehner in flotter, auf dem weißen Grund sich prachtvoll abzeichnender Einerkolonne, deren Spitze bald hinter den schwarzen Zacken verschwindet.

In der Talsohle ringen die Emmentaler bei Ulrichen und Obergestelen tapfer gegen den Feind. Der Kanonendonner und die Gewehrschüsse hallen dumpf in die feierliche Stille herauf, man hört Hallogeschrei und sieht mit bloßem Auge, wie es Ameisen gleich den Blaswald herunterkrabbelt.

Bald stapfen auch wir, die Siebzehner, im Schnee, der rasch metertief wird. Unsere Patrouillen und die Avantgarde-Kompagnie haben die schwachen vorgeschobenen Postierungen des Gegners vertrieben, und langsam aber stetig geht es vorwärts, mit einem Bataillon hart am Kopf des Groß Sidelhorns vorbei. Die Mitrailleur-Kompagnie, die die Geschütze und Munition auf Walliser Maultieren verladen hat, folgt dicht aufgeschlossen unsern Stapfen. Die berggewohnten Tiere marschieren mit verblüffender Sicherheit und ohne Zeichen der Ermüdung. In der Luftlinie gemessen trennen uns nur noch fünf Kilometer vom Totensee an der Grimsel, und bevor die Sonne zur Rüste geht, hoffen wir am Gegner zu sein, doch schon treten die ersten Stockungen ein. Eine Geröllhalde mit haushohen Blöcken und breiten Spalten und Rissen im verharschten Schnee verlangsamt die Bewegung. Man schaut mit Entzücken in das tiefblaue Auge des Ulrichsees und der zwei andern kleinen Bergseen hinunter, die in der weißen Umrahmung, noch gestreift von den goldenen Strahlen der Fünfuhrsonne, im schönsten Farbenspiel leuchten. Das Bataillon rechts und die Maschinengewehr-Kompagnie nehmen Richtung Tittersee-Totensee, wir gehen mit der Kolonne links und schlagen uns nördlich am Klein Sidelhorn durch. Die Sonne ist hinabgetaucht, der Schnee knarrt, Stöcke und Pickel kreischen, die apern Täler des Oberaar- und des Unteraargletschers versinken in schwarzes Dunkel. Nur auf den Höhen liegt noch das Licht, „das große stille Leuchten", und es scheint, als ob es über den Gipfeln nie Nacht werden

könnte. Der Gegner, der sich aus seiner Stellung herausmanövriert sah, hat sich gegen die Grimsel zurückgezogen. Mit kundigen Führern an der Spitze windet sich unsere Kolonne auf einem unendlich langen Schräghang vorwärts, Mann hinter Mann. Kohlschwarze Schatten steigen aus den Tälern auf, der helle, warme Herbsttag ist fast plötzlich zur kalten Winternacht geworden. Die Füße greifen unsicher aus, gleiten über glitschige, im Schnee verborgene Felsblöcke, man torkelt durch den kaum noch sichtbaren Treib, purzelt, spuckt den Schnee aus, reibt die Hände und stapft mechanisch dem Vordermanne nach.

„Spitze langsam," schallt und rollt der Ruf von Mann zu Mann und bald hernach „Spitze halten." Wir warten und warten im Blasen des eisigen Nords. „Anfragen, ob aufgeschlossen!" „Noch nicht aufgeschlossen," erschallt die Antwort. Eine einzige heikle Stelle verzögert den Marsch der kilometerlangen Kolonne um eine halbe Stunde. Endlich ertönt das erlösende Wort „aufgeschlossen". Noch zwei, drei solche Stellen sind zu überwinden und zu erdauern, 8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr ist vorüber und immer noch krabbeln wir bergauf und ab in den zerklüfteten Felsen des Klein Sidelhorns. Man muss jetzt auf jeden Schritt acht geben. Der Schein der Laternen täuscht und bringt die Leute ins Stolpern, sie werden deshalb wieder gelöscht. Die Lippen brennen. Ein Schluck warmen Tees, man darf nicht daran denken, nur vorwärts, immerzu! „He, Trompeter, ruf einmal dem Vreneli!" Der Mann gehorcht und schmettert einen flotten Simmentalerjodler, der seltsam erklingt in der öden nächtlichen Steinwildnis. Weit hinten schallt aus dem Dunkel die Antwort. Pumps, rumpelt der Mann vor mir kopfüber in den Schnee. Er greift nach der Stirne, in die ihm das Instrument eine blutige Wunde geschlagen hat. Doch der Kompagniearzt ist augenblicks zur Stelle, legt den Verband an und richtet den biederen Trompeter mit einem großen Schluck Kognak, den jeder Arzt als Medikament mitträgt, wieder auf die Beine.

Ein letzter mühsamer Aufstieg und Übergang über den Grat und endlich, aus fast 3000 Meter Höhe, wendet sich die Spitze nach rechts gegen die windstillen Hänge der Grimsel hinunter. Man stolpert, taumelt und freut sich, wenn eine kleine Rutschpartie uns rascher vorwärts bringt, bis auf einmal der unlieb-

same Ruf „Spitze anhalten“ den schönen Fluss der Bewegung wiederum staut. Laternen schimmern uns entgegen und wir tauschen einige Worte mit der Avantgarde-Kompagnie des Regiments 18, die nach einem strapaziösen Marsch sich zur Nächtigung einrichtet. Stumm, lautlos, die Teegerüchlein der Walliserkompagnie in der Nase, ohne ein Wort der Unzufriedenheit, marschieren unsere Gebirgler trippe-trapp immerzu und sind doch seit 5 Uhr morgens mit dem lästig drückenden Sack am Rücken auf den Beinen. Der Krieg, oho der Krieg, würde noch ganz andere Strapazen verlangen und was im Krieg gehen soll, muss im Frieden geübt werden. In der Tiefe schaukeln die roten Lichter des Gegners, der an der Grimselstraße seine Vorposten aufgestellt hat. Wir sind noch hoch über dem Totensee und steigen und gleiten durch eine steile Felsrinne in Mulden von sanftem Gefälle, wo man scheinbar ganz behaglich biwakieren kann, denn wir sind erhitzt und ziemlich erschöpft und es ist 11 Uhr. Wir hatten in den letzten sechs Stunden kaum vier Kilometer zurückgelegt.

Die Spitze hält an, die Kompagnien wählen ihre Plätzchen für das Biwak, die Säcke werden abgestreift, die Scheiter losgeschnallt, die Gamellen klirren. Neben uns liegt ein kleiner übereister See, der auf der Karte keinen Namen hat. Die Eispickel hacken Löcher in die splitternde Decke, die Geschirre werden mit Wasser gefüllt, die Feuer fressen sich in den Schnee und in Grüpplein stehen die Soldaten um die Kochstellen und strecken Hände und Füße nach den Flammen, die mit der Wärme unsäglich geizen. Steuri Peter, der sich auch einen Platz am Feuer erobern will, ruft laut: „Im russischen Feldzug sind alle, die am Feuer lagen, erfroren, die andern sind davongekommen!“ Der Ring tut sich auf und Steuri Peter hält seine großen, breiten Füße lachend an die Flammen. „Und nur Rossfleisch hatten sie zu essen,“ bemerkt der Korporal, „und ich habe noch ein Kilo Saanenkäse im Brodsack und dürre Landjäger.“

„Her mit dem Fraß,“ schreien die Untergebenen, und der Korporal regaliert seine Gruppe. „So ein Gebirgsmanöver ist kein Spass, aber gleichwohl hundertmal interessanter als ein Marsch im Staub der Landstraße. He, Bauchwehknecht, hast noch etwas in der Flasche?“

„Sche-Schneewasser," stammelt der Sanitätssoldat. Er hatte die Guxmütze so prall über das Gesicht gezogen, dass er fast nicht reden konnte.

„So gehen wir halt trocken ins Bett, man schwitzt dann weniger stark," sagt Steuri Peter und sucht sich seine Schlafkameraden aus.

Eine kurze Zeit ist es still im Biwak, die Feuer flackern nieder und vergluten, die Kälte dringt durch das dünne, undichte Zelttuch und die Decke, durch Haut und Knochen; jeder Atemzug führt einen Hauch der eisigen Luft in Brust und Lungen, die Zehen prickeln und schmerzen. Im Augenblick steht alles wieder auf den Füßen, einige Dickhäuter ausgenommen, und nun geistert im Halbdunkel des Sternenlichtes das Soldatenvolk, in Tücher und Decken gemummelt, in den Mulden und Schneefeldern herum, hin und her, auf und ab, still, lautlos im leise knisternden Schnee, als ob die toten Franzosen und Österreicher von anno 1799 auferstanden wären. Die Sterne funkeln im wundersamen Glanze, in den Himmel hinein ragt breit und schwarz das Nägelisgrätli, wo der Feind, durch unsere Patrouillen fortwährend belästigt, nicht zur Ruhe kommt und nicht um einen Kittel weniger friert als wir. Ab und zu knallt ein Schuss und dringt der zornige Ruf „Halt" durch die Stille. Der katholische Feldprediger, der durch einen Zufall von seinem Pfad abgeirrt und zu unserm Regiment gestoßen war, trampelt seit einer Stunde dasselbe Weglein hin und her. „265", ruft er mit seinem gesunden Bass. Das will sagen, er habe den Weg schon 265 Mal durchlaufen. „Macht 2,6 Kilometer in der Stunde," rechnet der protestantische Feldprediger aus. Die Minuten schleichen dahin wie Stunden. Auf der Furkapasshöhe sind plötzlich alle Fenster des Hotels taghell erleuchtet, oder ist's ein Stern? Ein Stern von solcher Größe, unmöglich. Ein Scheinwerfer kann's auch nicht sein. Wir starren alle hin und jetzt löst sich vom schwarzen Rand die Venus und steigt groß und leuchtend wie eine Sonne über den Paßsattel empor. Oder ist's der Saturn? denn wir sehen deutlich einen wagrechten Ring, wie er sonst nur dem Saturn eigen ist. Aber diese Größe und Leuchtkraft. „Es ist die Venus," entscheidet der protestanische Pfarrer, „und der Gürtel, der gehört eben dazu, oder dann sind wir alle schneeblind."

Der Himmel ist mit glitzernden Sternen übersät, doch die Venus überstrahlt sie alle in unerhörter Pracht und Schönheit. Wir legen uns nochmals hin und schlüpfen zu dreien in den Schlafsack, so eng und klebrig wie die Murmeltiere in ihren Winterhöhlen. Mit Wehmut träumt man von den warmen Kantonnementen auf der Riederalp und im Goms, und doch sagt keiner ein Wort von Wein oder andern alkoholischen Getränken. Man denkt nicht daran und vermisst sie nicht. Ein Schlücklein Kognak hätte freilich unendlich wohlgetan, aber im ganzen Regiment ist kein Tropfen erhältlich, denn die paar Flaschen in den Sanitätstaschen der Ärzte sind für die Kranken bestimmt. Der Adjutant bildet sich ein, er müsse nun schlafen und schnarcht im tiefsten Orgelton. Die alten Hirtengeschichten vom Aletschgletscher gehen mir durch die Sinne. Kopf an Kopf gedrängt leiden und frieren, jammern und klagen die armen Seelen im Gletscher und ersehnen das Ende ihres Purgatoriums. Die schöne Pariserin und die edle Mailänderin trippeln mit roten Füßen, nur mit dem Hemde bekleidet dem Gletscher zu, um ihre Schuld zu büßen. Die Gräfin von der Lusgen sitzt auf dem Eise und weint bitterlich, da sie noch neun Mal bis an den Hals einfrieren soll, während ihre Gefährtin, bis an den Hals im Eise stehend, wunderschön singt, weil sie ihrer baldigen Erlösung entgegensieht. Ich träume von der lebenslustigen Emma, die an den Quatembertagen zum Totentanz zieht, von der herzguten frommen Altschmidja, die bis in alle Nacht hinein spann und den armen Seelen die Tür offen ließ, damit sie in die Stube hineinhuschen und sich am Ofen erwärmen konnten. Schließlich glaubte ich selber, eine arme Seele zu sein, bis an den Nasenzipfel im Eise steckend, und mit einem Ruck springe ich auf, die Gefährten mitreißend, und wir schütteln uns, pusten vor Frost und rennen wie die Narren im Kreise herum. Die Sterne lächeln ihr kaltes, silbernes Lächeln und die Uhr zeigt erst die zweite Morgenstunde. Neben uns läuft der katholische Pfarrer, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, unermüdlich im künstlich ausgetretenen Weg.

„So eine Nacht hat auch ihre gute Seite," erklärt der Regimentsarzt. Seine Stimme klingt hoch und klapperig, wie vereist. „Wenn ich wieder zu Hause bin und mich zu Tische setze, so werde ich, auch wenn es nur Erdäpfel und magern Käse gibt

— he ja, der Schularzt der Bundesstadt ist halt schlecht bezahlt — oder wenn ich mich in die warme Sofaecke setze, so werde ich nur noch sagen gut, sehr gut und meiner Frau nie mehr widerreden und alles, was sie sagt, vortrefflich finden — drei Monate lang — ja". So redet sich der Arzt den Dusel aus dem Kopf und die wirren Häupter des Regimentsstabes nicken und finden drei Monate sei zu wenig, man könnte ganz gut bis auf ein Jahr gehen, dann stieben wir wieder auseinander. Patrouillen gehen und kommen und melden, der Feind habe während der Nacht Verstärkungen erhalten. Und wenn er dreimal so stark ist wie wir, am Morgen greifen wir an und schlagen ihn, basta! Am Morgen, wenn die Sonne den eisigen Grimselschnee in gelbes Gold verwandelt, o die Sonne — die Sonne! Das Wort hat so warmen goldenen Klang und erst drei Uhr! Wann steigt die Sonne auf? Niemand weiß es genau. Keiner hat einen Kalender, in dem er nachschauen kann, und wer ihn besitzt, schweigt still, um nicht die Hände aus den Taschen nehmen zu müssen. Wenn uns die Sonne wieder lächelt, so geht es schon auf den Heimweg, und in einigen Tagen ist der katholische Feldpater wieder bei den Älplern und Ziegen seines wolkenhohen weltfernen Bergnestes, der protestantische Kollege weit drunten in der Großstadt am Rhein, der Regimentsarzt bei seinen Schulkindern und der Adjutant in seinem Geschäft und guckt vom dickgepolsterten Sessel durch die sieben Löcher seines Regals, ob die Ladenfräulein gut bedienen.

Noch einige solche Tage und Nächte und was das Leben Hohes und Heiliges zu bieten hat, wäre in unsern abgestumpften Sinnen ausgelöscht. Mit dem größten Gleichmut würde man totschießen und niederhauen, was sich uns feindselig entgegenstellt und wenn es hieße, in zwei Stunden liegst du tot im weißen Schnee, mit der Achsel zucken und sagen: also, Einer weniger, punktum.

„Tausend", ruft in unsere weisen Betrachtungen der katholische Kamerad aus seinem tiefen Graben. „In der Stunde bin ich auf meiner Promenade 250 Mal hin und her spaziert und jetzt ist vier Uhr. Vier mal 250 macht tausend." Er ragte nur noch von den Hüften an aus dem Schnee und hatte in den vier

Stunden nach Mitternacht den flottesten Schützengraben ausgetrampelt.

Um fünf Uhr zerkräuselte sich der Nebelstreifen über dem Totensee und gab das tintenschwarze unheimlich düstere Spieglein frei. Auf der Furkahöhe glühte der Morgen auf. Die Zacken, Gipfel und Bergscharten zeichneten dunkle straffe Linien in den Himmel und das Gelände vor uns zerteilte sich in schwarze Felsen und helle Schneefelder. Am Nägelisgrätli bewegten sich Lichter, auf der Grimselstraße tutete das Automobil der Manöverleitung und die Festungskanonen der Galenhütten sandten uns ihren eisernen Morgengruß. Der Scheinwerfer bemalte mit seinem Lichtpinsel die Grimselhöhen, die Gewehre und Mitrailleusen begannen zu knattern und zu rattern und der Kampf, der ersehnte Angriff löste die erstarrten Glieder und Sinne.

Einige Stunden später war das Manöver zu Ende. Die Kompagnien defilierten auf der Grimselstraße mit leeren Mägen und schwer beladenen Schultern, aber ohne Zeichen der Erschöpfung, mit strammen Knieen und gereckten Hälsen, eine Mannschaft, die während vierundzwanzig Stunden in schwierigem Gelände fortwährend auf den Beinen war und nach der kalten Nacht noch einen vollen Tagesmarsch nach Meiringen zurückzulegen hatte. Ein Soldatenvolk, gesund bis ins Mark, stark und trutzig wie die alten Schweizer. „Mit dieser Truppe", äußerte sich ein österreichischer Oberst, „dürften Sie ruhig ins Feld ziehen".

Während die Maultiere der Maschinengewehr-Kompagnie durch den Schnee des Klein Sidelhorns zur Grimsel herunterstapften, erklangen die Jodler der bergabziehenden Vaterländler gegen die hell in der Sonne sprühenden Gletscherschliffe am Hospiz. Aus der eisigen Winternacht war wiederum hell und warm der goldene Herbsttag emporgestiegen.